

Ich bin kein Doktor-'Vater'!

Lehrer, Motivationstrainer und Steigbügelhalter in einem – all das sollen Doktorväter und Doktormütter ihren Promovenden sein. Die Erwartungshaltung junger Forscher könnte größer also kaum sein. Doch was ist mit den Wünschen des Doktor-'Vaters'? Ein Bekenntnis.

von Thomas Hoeren

Er stand um drei Uhr morgens vor meiner Haustür, weinend, blass, verängstigt. Die Promotionsdepression, jene gefährliche Berufskrankheit fast aller Promovenden, hatte auch ihn erwischt. Keiner wolle mehr mit ihm über seine 'Diss' reden, alles Geschriebene schien ihm banal, ihm falle die Decke auf den Kopf. Natürlich bekam er Kaffee und ein langes Gespräch. Als er sich später, im Morgengrauen, wieder aufmachte, winkte er mir von der Straße aus zu. Ihm ging es offensichtlich wieder gut – und mir? Ich fühlte mich elend.

Verstehen Sie mich bitte nicht falsch: Ich liebe meinen Beruf und arbeite sehr gern mit jungen Forschern. Aber Nächte wie diese laugen mich aus. Sie versetzen mich nicht in die Hochstimmung, die einen normalerweise nach guten Taten befällt. Nein, sie nagen an meinem Selbstwertgefühl: Bin ich ein guter Doktorvater?

Über viele Jahre hinweg hat mich diese Frage gequält. Ich besprach mich mit Kollegen und informierte mich über die Rechtslage. Wie der Bundesgerichtshof schon 1959 betonte (NJW 1960, 911), darf von einem guten Doktor-'Vater' viel verlangt werden. Er soll Promotionsthemen benennen; die dem Promovenden von Anfang an Glück, Freude und Karriere sichern. Er soll den Promovenden umfassend anleiten und ihn persönlich und fachlich betreuen, ihn aber gleichzeitig nicht bevormunden. Er soll gute Noten auswerfen, den Kontakt zum Verleger herstellen, die weitere berufliche Karriere unterstützen, ja lebenslang für Anfragen bereitstehen. Und wenn dann alles klappt und der frischgebackene Doktor die Karriereleiter hochsteigt, war für den Erfolg allein er selbst verantwortlich. Nur wenn's mit der Promotion irgendwo schlecht lief, war's allein der Doktorvater.

Zu Beginn meiner 'Karriere' als Doktor-'Vater' bemühte ich mich rechtschaffen, meinen Promovenden all das zu sein. Doch das Unbehagen nahm zu. Die Anstrengung auch. Schließlich musste ich mir eingestehen, dass ich die märchenhaft-schillernde Figur des Doktorvaters nicht ausfüllen konnte – und dass dies keine individuelle Schwäche war. Im Gegenteil! Das väterliche Leitmotiv der Promovendenausbildung in Deutschland erweist sich in der Praxis

als tragisch, utopisch – und vor allem infantil. Der Doktorand wird auf die Stufe eines wissenschaftlichen Säuglings zurückgesetzt, der zu seinem allumsorgenden Doktorvaters aufblickt. Nicht ohne Grund kennt keine andere Sprache der Welt einen 'Doktorvater'; man kann noch nicht einmal feststellen, woher dieser unsinnige Begriff eigentlich kommt. Warum nur hält sich der Mythos an den Universitäten so beharrlich, wonach das Promotionsverhältnis ein familiäres Vertrauensverhältnis ist? Ich fürchte, dass dies nur ein Vorwand für manche Kollegen ist, um die Zahl betreuungsintensiver Doktoranden klein zu halten.

Wenn einem die leibliche Mutter den Rest gibt

Den Wunsch kann ich weiß Gott nachvollziehen. Ich erinnere mich an ein Gespräch, um das mit die brünhildenhafte Mutter eines Doktoranden ersuchte und in dessen Verlauf sie mit Prügeln drohte, sollte ich die (leider kaum erkennbare Hochbegabung ihres Sohnes nicht in der Benotung zur Geltung kommen zu lassen. Wer als Doktorvater mittlerweile mehr als 100 Promotionsverfahren hinter sich gebracht hat, kann Geschichten erzählen. Geschichten, die anonymisiert auf Parties erzählt unbezahlbar wirken – in Wahrheit aber Nerven kosteten, die man sich lieber gespart hätte.

Wie das ohne schlechtes Gewissen gehen kann, musste ich erst lernen. Mittlerweile klappt es aber klappt ganz gut: Die Wissenschaftsfreiheit, die mir selbst so wichtig ist, billige ich einfach auch meinen Promovenden zu. Sie haben sich mit dem Examen schließlich das Recht erworben, im Rahmen einer Promotion frei forschen zu dürfen. Sie haben Anspruch darauf, dass ihr Promotionswunsch ernst genommen wird. Die Wissenschaftsfreiheit bedingt aber auch, dass der Doktorand sich sein Thema selbst aussucht. Wer Doktoranden Themen zuweist, riskiert nur, dass diese permanent fragen, ob man das vorgegebene Thema „richtig“ verstanden, „richtig“ bearbeitet, „richtig“ geprüft habe. So befreit man keinen Promovenden aus den Klauen eines Über-Vaters. Die Doktorarbeit ist die Visitenkarte des jungen Doktors, der sich damit in der Forschungsszene etabliert. Die Aufgabe des Promotionsbe-

„Als er sich im Morgengrauen aufmachte, winkte er mir zu. Ihm ging es offensichtlich wieder gut. Und mir?“

Professor Dr. Thomas Hoeren

Inhaber des Lehrstuhls Informationsrecht und Rechtsinformatik an der Universität Münster

Thomas Hoeren, geboren 1961 in Dinslaken, hat eigentlich recht viel für seine Nächsten übrig: Hoeren studierte zwischen 1980 und 1987 in Münster, Tübingen und London nicht nur Rechtswissenschaften, sondern auch Theologie. 1986 erwarb er sogar den Grad eines Kirchlichen Lizentiaten der Theologie. Sein Sendungsbewusstsein trieb Hoeren schließlich aber doch in den Hörsaal. Nach zwei Jahren als Professor für Bürgerliches Recht und internationales Wirtschaftsrecht an der Universität Düsseldorf wechselte er im April 1997 an die Universität Münster, wo er sich mit einer unterhaltsamen Vortragsweise eine beachtliche Fangemeinde schuf.



Foto: privat

treuers ist es „lediglich“, die Beachtung methodischer Vorgaben einzufordern und den jungen Forscher mit dem einen oder anderen inhaltlichen Vorschlag zu begleiten.

Alles gut, also? Leider nein: Neuerdings musste ich an manchen Lehrstühlen eine Praxis entdecken, dem Doktoranden einen Promotionsvertrag vorzulegen. Er soll sich darin etwa verpflichten, die Dissertation binnen einer bestimmten Zeit fertigzustellen. Erstaunlicherweise enthalten die mir bekannten Muster einer Vereinbarung keine Regelung zu den Pflichten des Betreuers. Dies ist vor allem im Hinblick auf die Frage der Korrektur der Arbeit fatal. Mir sind Fälle bekannt, wo Doktoranden drei Jahre auf die Begutachtung ihrer Arbeit warten mußten und sie dann auch noch wegen fehlender Aktualität zurückbekamen. Dieses Verhalten ist nicht nur zynisch. Die vielerorts langen Begutachtungszeiten zerstören auch berufliche Karrieren und produzieren psychisch angeknackste Wissenschaftsskeptiker. Doch davon einmal abgesehen: Das Betreuungsverhältnis mit einer Vereinbarung zu verrechtlichen, bringt nichts. Dieser Vertrag ist das Papier nicht wert, auf dem er steht. Eine Promotionspflicht ist rechtlich nicht einklagbar.

Als positiv erwiesen haben sich bei uns am Institut klare prozedurale Vorgaben. Der Doktorand wird angehalten, zunächst eine Gliederung einzureichen, dann erste Arbeitsproben zur sprachlichen Durchsicht, dann den ersten Gesamtentwurf. Er wird zu jährlichen Doktorandenseminaren eingeladen, bei denen er seine Ideen vorstellen kann und Leidensgenossen trifft. Es gibt eine Homepage für Doktoranden mit Tipps und News, eine elektronische Informationsliste - und spätestens nach zwei Jahren ein zwingendes Gespräch über zeitliche und inhaltliche Perspektiven des Forschungsprojektes. Nicht zu vergessen sind die Doktorandenstammtische. Glauben Sie mir: Diese Einrichtung ist goldwert. Man kann seinen Promovenden dabei Tipps geben. Eine bessere Prävention gegen nächtliche Überraschungsgäste gibt es nicht!

Ketzerische Überlegungen

Nun will ich zwar kein Ketzer sein, aber haben Sie schon einmal darüber nachgedacht, warum die Promotion eigentlich nichts kostet? Es handelt sich um einen berufsqualifizierenden Titel mit hoher Reputation, verbunden mit einem oft deutlichen Anstieg des späteren Gehalts. Wie der Westfale sagt: „Wat nix kostet, is nix“. Vielleicht schleicht sich bei Doktoranden deshalb schnell das Gefühl ein, man könne sich mal schnell ein Doktorthema irgendwo abholen und dann mal schauen, ob man was daraus macht. Und vielleicht fehlt deshalb auch manchen Betreuern der Anreiz, Doktoranden anzunehmen. Wenn ein Doktorand nicht am Lehrstuhl arbeitet, bringt er ja (scheinbar) für den Betreuer nur Arbeit. Dass durch eine abgeschlossene Promotion die der Fakultät zugewiesenen Mittel steigen, interessiert den Betreuer oft wenig. Doch würde die Promotionsbetreuung dazu führen, dass an seinem Lehrstuhl eine bessere Bibliotheksinfrastruktur aufgebaut werden kann, sehen die Anreize schon ganz anders aus.

Muss ich mich jetzt schlecht fühlen? Möglich: Diese ketzerischen Überlegungen machen auf jeden Fall deutlich, wie weit sich die Universitas vom alten Leitbild der gemeinsamen Suche nach Erkenntnis entfernt hat. Es bringt nichts mehr, romantisierend die besondere Nähe zwischen Doktorand und Doktor-„Vater“ zu betonen. Das ist passé. Lassen Sie uns doch den Tatsachen ins Auge sehen: Die Frage der Promotion ist heute eine Berufsfrage, die nur auf dem Hintergrund eines sich ständig verändernden Arbeitsmarktes zu beantworten ist. Es bedarf eines enormen Professionalisierungsschubes an den Hochschulen, um diese neuen Anforderungen an einen modernen 'Promotionsbetrieb' gerecht zu werden. Und wissen Sie was? Genau darauf habe ich Lust. ■

